

(Nachdruck verboten.)

11)

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Nur saß da und lauschte den Ermahnungen seiner jungen Mutter — sie war bloß dreizehn Jahre älter als er — lauschte mit Leib und Seele, wie nur Kinder und Araber aufhorchen können, wenn man Märchen erzählt.

Im tiefsten Innern fühlte er nun allerdings seinen wankenden Glauben an Djinnen durch diesen starken Beweis wesentlich gestärkt. Aber als Student mit französischer Kultur konnte er sich nicht von unwissenden Frauen aus dem Felde schlagen lassen, weshalb er seinen zaghaften Zweifel mit außerordentlich lauter Stimme äußerte.

„Aber sag mir doch, Bruder, fiel Sultana ein, wenn Du Dich nun in einer notwendigen Angelegenheit auf el kanif setzest, sagst Du dann nicht, um Dich zu schützen, wie wir alle anderen: Eisen, Du böser Geist?“

„Ich sage: b'ism Allah — in Gottes Namen — aber das ist etwas anderes. Das sage ich nicht der Djinnen wegen, sondern gegen el rul (den Zauberer)!“

Ei Hamzas Heimkehr zog sich hinaus. Er verrichtete sein Gebet und zwar in der Moschee der Hanefitten Sahab el Taba auf dem Salfauln-Platz. Als Sohn einer türkisch geborenen Mutter schloß er sich den Hanefitten an, die mit über der Brust gekreuzten Armen beten, was die meisten seiner Landsleute, die Malekiten sind und während des Gebetes wie Reichen die Arme längs des Körpers ausstrecken, als eine Kezerei betrachten, die unmöglich Allahs Gnade herabrufen kann.

Vater und Sohn speisten in der Speisestube des inneren Hofes, und hier, wo kein Europäer sie beobachten oder verlachen konnte, saßen sie auf dem Fußteppich bei einem Tische, der nicht höher war als ein Schemel. Alle Gerichte wurden zugleich vorgelegt: Kuskus, Schafragout mit gekochtem Niesenhauerampfer, Datteln und Mandarinen; dazu tranken sie eine Art sehr zuträglich, eigentümlich zubereiteter saurer Milch. In seltsamem Gegensatz zu ihrer sonstigen Zierlichkeit und Manierlichkeit nahmen sie das Fleisch mit den Fingern und lösten einander in mächtigen Mühlspinn ab, die mit zum Wohlbehagen der Mahlzeit zu gehören schienen.

Die Frauen speisten in der Küche.

Lange saßen die beiden Männer, ohne einen anderen Laut von sich zu geben, als den, der ihre fortschreitende Sättigkeit verkündete.

Endlich brach Ei Hamza das Schweigen.

„Warum sehe ich Marcel Barrière nie in Deiner Gesellschaft?“ scholl sein gewichtiger Daß. „Ich habe Dir gesagt, Du solltest seine Freundschaft pflegen, aus der Du großen Vorteil ziehen kannst. Ist es etwa Deine Mutter, die meinen Willen durchkreuzt und Dich zurückhält.“

„Vater, ich war erst Freitag mit Marcel beisammen. Mutter warnt mich bloß, mich von seinem Glauben anstecken zu lassen.“

„Deine Mutter haßt die Franzosen und will nicht einsehen, welche Vorteile wir durch sie genießen. Ich habe ihr befohlen, Madame Barrière, die ihr schon viele Visiten abgestattet hat, zu besuchen, aber sie weigert sich. Es ist meine Absicht, wenn sie fortfährt mir zu trohen, sie aus meinem Hause zu schicken und zu verstoßen.“

Nur tat einen tiefen Seufzer, wagte aber nicht, gegen die väterliche Autorität zu mucken.

Er erzählte Marceles Abenteuer und gab das Gespräch über die Djinnen wieder, in der Hoffnung versöhnend einzuwirken, da er die Eltern in diesem Punkte einig wußte.

„Was die Franzosen betrifft, so gilt es, ihre Gaben zu nehmen und ihren gottlosen Unglauben zurückzuweisen, versetzte Hamza. An den Djinnen kann kein guter Muslim zweifeln. Die Djinnen aus Rinibe offenbarten sich unserem Propheten, als er bei Sonnenaufgang unter dem Palmenbaume betete, und verkündeten ihm, daß die meisten von ihnen sich dem Islam anschließen. Darum beschützen diese guten Geister unser Volk. Hierüber kannst Du Gottes Worte im Koran lesen.“

Er legte einen Augenblick die Hand über die Augen, um sein unfehlbares Gedächtnis zu prüfen.

„Es steht im zweiundsiebzigsten Sure.“

Sie beendeten schweigend ihr Mahl.

Nach der Mahlzeit brachte Sultana ein getriebenes Metallbecken und eine große Silberkanne mit von Zitronenscheiben duftendem Wasser herbei, das sie ihnen über die Hände goß, während sie das Becken darunter hielt.

Sie war noch in der Beduinentracht der Mutter. Ei Hamza, der sich schläfrig und satt auf einen Divan geworfen hatte, folgte ihr mit den Augen, während sie beim Tische schaffte. Dann fielen seine Lider zu, als set er todmüde.

Als Sultana zwei kleine Tassen mit arabischem Kaffee brachte, der zu drei Vierteln feingemahlener Bodensatz war, erhob er sich halb und leerte seine Tasse in einem Zug.

Nur schöpfte Mut zu einer Frage.

„Hast Du von der wunderbaren Zirkesserin gehört, Vater, die El Bidi dem alten Sjech aus Stambul mitgebracht hat?“

Ei Hamza fuhr auf. Der Ausdruck seines Gesichts war unbestimmbar und unbeschreiblich. Er blickte nur mit großen, wachen, forschenden Augen an, als wüßte er nicht, was der Sohn meine oder wie er seine Frage aufzufassen habe.

„Die ganze Stadt spricht ja von El Bidis Dame. Wie sollte ich nicht davon gehört haben? Warum fragst Du?“

„Ich denke daran, daß ich schon neunzehn Jahre bin. Ich sehne mich nach der Ehe. Wenn Du mir diese Dame kaufen würdest, würde ich sie heiraten.“

„Du!“ brach es aus Ei Hamza hervor. Er war purpurrot geworden und seine Augen drohten aus dem Kopfe zu springen.

Aber mit einer plötzlichen Krastanstrengung nahm er sich zusammen und fiel in seine olympische Ruhe zurück.

„Du hast recht, mein Sohn. Aber diese Dame hat dein Vater nicht die Mittel Dir zu kaufen.“

Damit sagte er Gutenacht und ging hinaus. Kurz darauf verließ er das Haus.

Nurs Heiratspläne waren nicht auf seinem eigenen Acker gewachsen.

Lalla Djerida hatte sie ihm des Scheines halber eingeimpft und ihn angetrieben, den Vater um die Schöne zu bitten.

Kaum war Ei Hamza fort, als sie kam und den Sohn ausfragte.

Als sie die Antwort und den Eindruck erfuhr, den die Frage hervorgerufen, war sie sich klar über das, was sie wollte.

Ihr ehelicher Instinkt hatte sie nicht irreführt.

Nun wußte sie, um welcher schönen Augen willen Ei Hamza die Nacht schlaflos verfeuzte.

5.

Obwohl es weit über Mitternacht war, lag Sultana wach auf ihrem weichen Jungfrauenbett, das tagsüber ihr Divan war, dem einzigen Möbel ihrer kleinen Kammer.

Ein getigertes Nieseköpfchen, das sie ins Bett genommen, hatte sich in ihren Armen in Schlaf gesponnen.

Sie lag unbeweglich mit großen heißen Augen und sah durch das Eisengitter des Fensters hinaus in den Hof.

Den Mond selbst konnte sie nicht sehen, aber sie folgte dem spielenden Schatten der Zypresse auf der weißen Marmormauer und dachte an Marcel.

Sultana hatte die Träumersseele der Araber und war just im Alter der Rosenträume.

Noch vor einem Jahre — ja da waren es andere Träume gewesen.

Da hatte ihre Mutter ihr soeben ihr Liebesabenteuer anvertraut, und welche Wunderblüten hatte diese Erzählung in der Phantasie der Tochter getrieben!

Djeridas Vater, ein Häuptling der Beni-Bid, eines der Araberstämme zwischen Gabes und den großen Salzseen, der sich vor der Mischung mit Berberblut am reinsten bewahrt hat, hatte sie, als sie in ihr dreizehntes Jahr ging, mit nach Sfax genommen. Es war das erste Mal, daß sie eine Kaufstadt sah, und der Anlaß dazu war Abd el Kebir, das große Fest des Islams, an dem jede Familie ein Schaf opfert und die Beduinen daher scharenweise in die Städte ziehen, um die Opfertiere zu verkaufen.

Eines Vormittags, als sie mit anderen Frauen ihres Stammes in den Sufken von Bazar zu Bazar ging, geblendet von der Schönheit der ausgestellten Geschmeide und Seidenstoffe, sie selbst wie eine kleine Prinzessin in all ihre Pracht gekleidet, hatte sie Hamza getroffen, der dazumal schon ein stattlicher Jüngling im achtzehnten Lebensjahre war.

Sie hatte den Säyleier zurückgeworfen, um einen Armring zu erstehen. Die Beduinerinnen, die gewohnt sind, unter ihrem eigenen Stamme unverschleiert zu gehen, nehmen es auch in den Städten nicht so genau.

Ganz zufällig begegneten sich ihre Augen, und stehend wie über eine Offenbarung vermochte keines von ihnen die Blicke zu senken. Sie ruhten ineinander, bis die Augen kaum mehr sahen. Djerida war wie von einem Fieber befallen. Hamza folgte ihr aus der Entfernung Stunde um Stunde, bis er sah, in welchem Zelt des großen Zeltlagers draußen vor den Mauern sie daheim war.

Nach dem Feste folgte er ihrer Reisebegleitung südwärts zu ihrem Duar mitten draußen in den Galfastepepe.

Eine ganze Woche durchstreifte er auf seinem Rosse die Umgebung und trat unter dem Vorwand einer Falkenjagd mit den Leuten des Stammes in Verbindung.

Sein Vertrauter war ein marokkanischer Tbib, einer jener selbstgelehrten Aerzte, ein wenig Quacksalber, ein wenig Giftmischer, ein wenig Zauberer, die von Duar zu Duar wandern, ausgerüstet mit einer großen wunderfätigen Spritze, mit Gläsern, um Schröpfköpfe anzusetzen, und einen Medizinkasten, in dem sie Leben und Tod verwahren — namentlich aber Tod.

Er war der Freund und Vertraute aller Frauen, und jeden Tag überreichte er Djerida in aller Heimlichkeit ein neues Geschmeide von ihrem ritterlichen Anbeter, dessen große Herkunft und Vorzüge er zu preisen nicht müde wurde.

Den siebenten Abend bei Neumond — der sehr nützliche Tbib hatte versprochen, dem ganzen Zelte Opium zu geben — stahl Djerida sich hinaus zu der Quelle, bei der Hamza wartete.

Sein Pferd graste weit draußen in der Steppe, damit sein Traben die Hunde nicht wecken sollte.

Wie Raben schlüpfen sie durch das hohe straffe Galfagras. Erst als sie vor ihm auf dem Pferde sah, war er seiner Beute sicher. Er wußte, daß kein Roß im ganzen Lager instande war, ihn einzuholen.

Die ganze Nacht ritten sie. Tags darauf hielten sie Hochzeit bei einer Quelle in einem schmalen üppigen Tale zwischen den Hügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr.

Von Maxim Gorzi.

I.

Schauerlich ist's nachts in der Stille und Einsamkeit der schönen, gleichmäßigen Stimme der Uhr zu lauschen. Jenen eintönigen, mathematisch genauen Lauten, die immer ein und dasselbe bezeichnen: die unermüdete Bewegung des Lebens. In Finsternis und Träumen liegt die Erde, Alles ist still. Die Uhr allein ist's, die kalt und hart an das Schwunden der Sekunden erinnert. Das Pendel tickt. Und mit jedem Laut wird das Leben um eine Sekunde kürzer. Diese Sekunde, dies mikroskopisch kleine Zeitlein, ist jedem von uns geschenkt worden, aber sie geht dahin, um nimmer zurückzukehren. Woher kam diese Sekunde und wohin geht sie? Niemand antwortet darauf. . . . Es gibt noch viele Fragen, die nicht beantwortet werden, viele wichtige Fragen, an deren Beantwortung unser Lebensglück hängt.

Wie soll man leben, um das Bewußtsein zu haben, nicht umsonst zu leben? Wie soll man leben, daß man nicht den Glauben und das Wollen verliert? So leben, daß keine Sekunde entschwindet, die nicht Geist und Gefühl bewegt? Wird die Uhr jemals eine Antwort darauf geben? Oh! diese Bewegung ohne Ende? Was sagt die Uhr dazu?

II.

Es gibt in der Welt nichts Gleichmäßigeres als die Uhr. Sie tickt mit der gleichen Einförmigkeit im Augenblick unserer Geburt wie in der Zeit, da wir gierig die Blumen der Jugendträume pflückten. Vom Tage seiner Geburt an rückt der Mensch dem Ende näher, und wenn er im Todesstampe liegt, wird die Uhr kalt und trocken wie immer ihre Sekunden weiter zählen.

Und wenn er lauscht, vernimmt er in diesem trockenen Zählen etwas Unwissendes, von all dem Wissen Müdes. Diese Töne werden durch nichts erregt, und nichts ist ihnen teuer. Wir sind ihnen gleichgültig, und wenn wir leben wollen, müssen wir uns eine andere Uhr verschaffen, eine Uhr voller Gefühl und Gedanken, eine Uhr voller

Laten, als Ersatz für die vielen eintönigen, langweiligen, die Seele durch Unmut tödenden, kalt klingenden Stunden des Lebens.

III.

Tid-tad, tid-tad!

In dem nimmermüden Gasten der Uhr gibt es keinen ruhenden Punkt. Was nennen wir denn Gegenwart? Einer neugeborenen Sekunde folgt die andere, und schon stürzt die erste in den Abgrund der Vergangenheit.

Tid-tad, und mit einem Male sind wir glücklich. Tid-tad, und in unser Herz ergießt sich das brennende Gift des Grames. Und es droht unser ganzes Leben lang in unseren Herzen zu verweilen, wenn wir nicht eilends uns bemühen, jede weitere Sekunde unseres Lebens durch etwas Neues, Schaffendes auszufüllen. Leiden haben etwas Verführerisches. Sie sind ein gefahrbringendes Vorrecht. Wenn wir es besitzen, vergessen wir das andere, das höhere Recht für den menschlichen Verus. Und dieser Leiden finden wir so viele, daß sie entwertet worden sind. Sie verlieren dadurch die Aufmerksamkeit der Menschen. Es ist darum töricht, Leiden für etwas Kostbares zu halten. Nein, lieber die Seele mit etwas Seltenerem, Wertvollere füllen. Nicht wahr?

Das Leiden ist ein wertloser Schatz. Auch soll man nicht klagen über das Leben anderen gegenüber. Die Worte des Trostes enthalten selten das, nach dem der Mensch verlangt. Das Leben ist reich, interessanter, wenn der Mensch allein gegen alles zu kämpfen sucht, was ihm widerstrebt. Nur im Kampfe entschwinden die langweiligen, unnutzigen Stunden des Daseins.

IV.

Tid-tad! Das Leben der Menschen ist lächerlich kurz. Wie soll man nur leben? Die einen wenden sich hartnäckig vom Leben ab, die anderen weihen sich ihm gänzlich. Die einen sind am Ende ihres Lebens bettelarm an Geist und an Erinnerung, die anderen reich an beiden. Die einen wie die anderen sterben, und von den einen wie von den anderen bliebe nichts, falls niemand von beiden nicht Verstand und Herz mit Freuden verkennt. Und bei ihrem Sterben wird die Uhr ihre Sekunden zählen: tid-tad! Und in eben diesen Sekunden werden neue Menschen geboren, mehrere sogar in einer Sekunde; die anderen aber sind schon nicht mehr da. Und nichts von ihnen blieb als ihr Körper, der bald in Verwesung übergeht. Ruh sich nicht euer Stolz gegen dies automatische Schaffen empören, durch das wir ins Leben gerufen werden, um nachher aus ihm herausgerissen zu werden — und weiter nichts? Stärkt im Leben das Andenken an euch, falls ihr stolz seid und euch empört über diese rätselhafte Aufgabe der Zeit. Denket über eure Rolle im Leben nach: Ein Ziegelstein wurde gefertigt. Hernach sah er unbeweglich in der Mauer. Dann wurde er zu Schutt und verchwand. Es ist langweilig und häßlich, nur ein Ziegelstein zu sein, — nicht wahr? Seid nicht dem Ziegelstein ähnlich, die Ihr Vernunft und Seele besitzt und all euer stürmisches Empfinden auslösten wollt!

V.

Tid-tad!

Wenn ihr darüber nachdenken wolltet, was diese unaufhörliche Bewegung bedeutet, so müht euch das Bewußtsein der Unwürdigkeit bedrücken. Möchte euch dies Bewußtsein empören, möchte es den Stolz in euch wecken und euch zum Kampfe gegen das Leben führen. Dem Leben, das euch beleidigt: erklärt ihm den Krieg!

Als die Natur den Menschen dahin gebracht hatte, daß er nicht mehr auf dem Bauche zu kriechen brauchte, schenkte sie ihm einen Stab: das Ideal. Und seit dieser Zeit strebt er instinktiv und unbewußt immer höher. Macht dies Streben zu einem bewußten, lehrt die Menschen, daß nur in dem bewußten Streben nach etwas Höherem das wahre Glück der Menschheit liegt. Klaget nicht euch der Machtlosigkeit an, klaget nichts an. Das einzige, was ihr dadurch erreicht, ist Mitleid: ein Almosen für die geistig Bettelarmen. Alle Menschen sind unglücklich, am unglücklichsten aber, die sich mit ihrem Unglück brüsten. Solche Leute dürfen danach, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken, aber gerade sie sind deren am wenigsten wert.

Das Streben nach vorwärts das ist das Ziel des Lebens. Wöge euer ganzes Leben nur ein Streben sein, und euch werden die herrlichsten Stunden zuviel werden.

VI.

Tid-tad! Tid-tad!

Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben den heitrihten Herzen, dem Manne, deß Weg verborgen ist? Diese Frage stellte der alte Hiob an Gott. Es gibt heute keine solch tapferen Leute mehr, die in dem Bewußtsein, Gott ebenbürtig zu sein, sich nicht fürchten, mit Gott zu reden wie Hiob. Die Menschen schämen sich zu klein, zu niedrig ein. Sie lieben das Leben nicht genug, und nicht sich selbst. Sie fürchten das Leid, da sie doch wissen, daß sie ihm nicht entgehen können. Das Unermeßliche ist ein Naturgesetz. Es ist eine Tatsache, und man muß sich damit abfinden können, daß des Menschen Sterben währt, seit er die Welt erblickt hat. Allein das Bewußtsein, seine Aufgabe erfüllt zu haben, vermindert die Angst vor dem Tode. Der ehrlich durchschrittene Weg verbürgt ein ruhiges Ende.

Tid-tad! Und es bleiben vom Menschen nur seine Taten übrig. Seine Stunden mit ihren Wünschen beugen ab und machen

anderen Stunden Platz. Stunden-Wertmesser seines Lebens! Grausame Stunden!

VII.

Lid-tad! Lid-tad!

In der Tat gedeihen in dieser Welt voller Widersprüche Mühe und Bosheit gar sehr. Alles würde besser sein, versuchten die Menschen sich gegenseitig zu schätzen, und besäße jeder einen wahren Freund. Der Einzelne, und sei er auch noch so groß, bedeutet nur wenig. Ein gegenseitiges Verstehen ist unbedingt notwendig, denn wir drücken uns viel dunkler aus, als wir denken. Viele Worte festeln dem Menschen, um sein Herz dem Freunde offenbaren zu können. Daher kommt auch der Verlust so vieler wichtiger Gedanken, weil wir zur richtigen Zeit nicht die richtigen Formen dafür finden konnten. Ein Gedanke wird geboren, und mit ihm der innige aufrichtige Wunsch, diesen Gedanken in stählernen Worten zu verkörpern. Aber diese Worte festeln.

Mehr Aufmerksamkeit daher dem Gedanken! Tragt dazu bei, die Geburt der Gedanken zu vermehren: Eure Mühe wird nicht unbelohnt bleiben. Ihr findet Gedanken überall. In den Spalten der Steine selbst findet sie der, der sie finden will. Hängt es nicht von dem Menschen selbst ab, Herrscher des Lebens zu sein, anstatt sein Sklave? Hättet ihr nur den heißen Wunsch zum Leben und das stolze Bewußtsein eurer Kraft! Und das ganze Leben würde nichts anderes als eine Reihe von herrlichen Stunden voller Geisteskraft und auch überraschendem, großmütigem Geldentum sein.

VIII.

Lid-tad! Lid-tad!

Es leben die starken Geister, die tapferen Menschen! Menschen, die der Wahrheit und Gerechtigkeit und der Schönheit ihr Leben weihen!

Wir kennen diese Menschen nicht, da sie stolz sind und nicht nach Belohnung jagen. Wir sehen es nicht, wie opferfreudig sie ihre Herzen am Altar der Wahrheit darbringen. Aber da sie über das Leben einen Glorienschein breiten, zwingen sie die Blinden, sehend zu werden. Es tut not, die Blinden sehend zu machen, denn es sind ihrer zu viele. Tut die Augen auf, um die Unwürdigkeit eures Daseins wahrzunehmen!

Es lebe der Mensch, der Herr ist seiner Sehnsucht!

Die ganze Welt lebt in seinem Herzen und alle Schmerzen und Leiden wohnen in seiner Seele. Alles Böse und Häßliche, Mühe und Grausamkeit sind seine blutigsten Feinde. All seine Stunden widmet er vollen Herzens diesem Kampfe, und sein Leben ist reich an stürmischer Freude, schönem Jorne und stolzer Hartnäckigkeit. Schöne dich nicht! Das ist die herrlichste Weisheit auf Erden. Es lebe der Mensch, der seiner nicht zu schonen weiß. Es gibt nur zwei Lebensformen: Verwesens oder Brennen. Die Feigen und Geizigen wählen die erste, die Tapferen und Freigebigen die andere. Ein jeder, der Sinn für das Schöne hat, weiß, wo das Große verborgen liegt.

Die Stunden unseres Daseins sind leere, langweilige Stunden. Laßt sie uns mit schönen Heldentaten ausfüllen, ohne uns zu schonen!

Dann nahen uns Stunden, erfüllt von freudigem Leben, von brennendem Stolz. Es lebe der Mensch, der sich nicht zu schonen weiß!

Von der „Ursache“ der Krankheiten.

Jedermann kennt die gewaltigen Erfolge, die die Bakteriologie in den letzten Jahrzehnten errungen hat. Man hat die Erreger der schrecklichsten Seuchen entdeckt: den Erreger der Tuberkulose, der Cholera, des Typhus, der Pest, der Syphilis, des Trüppers, der Lungenentzündung. Man hat damit die „Ursache“ dieser Krankheiten enthüllt, und ganz neue Wege zur Bekämpfung dieser Krankheiten konnten eingeschlagen werden. Die ganze Entwicklung der ärztlichen Wissenschaft und des ärztlichen Handelns hat im Laufe der letzten Jahrzehnte unter dem Einfluß der bakteriologischen Entdeckungen gestanden. Man denke nur an die Immunitätslehre, d. h. an die Lehre von den Gegengiften, mit denen der Körper das Eindringen der Bakterien beantwortet, und an die praktischen Maßnahmen, die bei der Behandlung von Krankheiten, z. B. bei der Diphtherie, an die Immunitätslehre anknüpfen. Man denke an die tausend Maßnahmen, die wir getroffen haben, um eine Übertragung von Tuberkelbazillen zu verhindern. An die Quarantänemaßnahmen bei der Cholera und anderen Epidemien, wie z. B. bei der Pest, der Genickstarre. An die vielen Maßnahmen, die darauf hinausgehen, die Erreger der Krankheiten abzutöten, wie die Desinfektion alles verdächtigen Materials, das mit den Kranken in Berührung gewesen ist oder aus Gegenden stammt, wo eine Epidemie herrscht. Man denke an unsere heutige Stellung zur Malaria, wie man erfolgreich und in wirklich großzügiger Weise durch die Entdeckung des Erregers und seiner Lebensweise — seiner Beziehungen zur Anopheles-Mücke — diese Krankheit bekämpft hat.

Die großen Erfolge, die die ärztliche Wissenschaft der Bakteriologie zu verdanken hat, haben dazu geführt, daß manche Forscher nun alle Krankheiten auf Bakterien zurückführen wollen. Man hat nach Bakterien gesucht, die die englische Krankheit verursachen, und man sucht nach Bakterien, die den Krebs verursachen sollen. Diese Richtung ist ja leicht zu begreifen: wir haben in den Bakterien die

„Ursache“ der Krankheit, und wenn wir diese für jede einzelne Krankheit gefunden haben, können wir Herr über diese Krankheit werden.

Wir sehen nun aber, daß nicht alle Volksklassen in gleichem Maße z. B. an Tuberkulose erkranken. Namentlich arme Leute bekommen Tuberkulose. Man hat ja die Tuberkulose mit vollem Recht eine „Proletariatskrankheit“ genannt. Unzählige Statistiken ergeben, daß die Zahl der Erkrankungen und der Sterbefälle an Tuberkulose um so größer ist, je niedriger das Einkommen einer gesellschaftlichen Gruppe. Sehr deutlich zeigt das eine Statistik von Hamburg, die sich auf die Jahre 1901 bis 1905 bezieht (zitiert nach Grotjahr, „Soziale Pathologie“, Berlin, Verlag Hirschwald):

Bei einem Einkommen von	Sterbefälle an Lungenschwindsucht im Jahre auf 100 000 Lebende
900—1200 Mark	482
1200—2000 „	447
2000—3500 „	274
3500—5000 „	252
darüber „	120

Auch nicht alle Berufe weisen eine gleiche Sterblichkeit an Tuberkulose auf. Hier ergeben sich ganz gewaltige Unterschiede für die einzelnen Berufe, wie neuerdings der bayrische Landesgewerbe- und Handelsrat (zitiert nach Grotjahr) gezeigt hat:

Berufe	Es starben an Tuberkulose auf 1000 Lebende des Berufes
Tagelöhner	83,10
Steinhauer	26,85
Schreiner	13,87
Maurer	10,23
Länder und Maler	7,28
Zimmerer	5,20
Schneider	4,94
Schulter	3,63
Kaufleute	2,97
Landwirtschaft	1,82

Man sieht, wie ganz gewaltig der Einfluß der Berufstätigkeit auf die Sterblichkeit an Tuberkulose ist.

Diese Tatsachen geben uns darüber zu denken, ob wirklich damit alles erreicht ist, daß in dem Tuberkelbazillus die „Ursache“ der Tuberkulose gegeben ist. Es ist augenscheinlich, daß der Tuberkelbazillus nicht die einzige Ursache der Tuberkulose ist: wir sehen, daß Armut mit einer „Ursache“ der Tuberkulose sein kann und ebenso die Berufstätigkeit.

Und was für die Tuberkulose gilt, hat sich auch bei der Betrachtung einer Reihe anderer Infektionskrankheiten gezeigt. Nicht immer ist der Einfluß der Wohlhabenheit von so großer Bedeutung wie bei der Tuberkulose, aber er ist doch stets vorhanden.

Aber andererseits wissen wir doch, daß es ohne Tuberkelbazillus keine Tuberkulose gibt, ohne den Erreger der Lungenentzündung keine Lungenentzündung und ohne den Typhusbazillus keinen Typhus. Also ist dann doch wieder der Bazillus die eigentliche „Ursache“ der Krankheit. Wir finden uns hier nicht zurecht auf der Suche nach der eigentlichen „Ursache“ der Tuberkulose oder einer anderen Infektionskrankheit.

Vielleicht haben wir aber unsere Suche nicht richtig angestellt. Fragen wir uns zunächst, was wir denn eigentlich mit dem Suchen nach der Ursache einer Krankheit bezwecken? Wir wollen wissen, welche Umstände einen Menschen oder eine Gruppe von Menschen krank machen, krank an Tuberkulose, Lungenentzündung, Typhus usw. Das zu wissen, treibt uns nicht Neugierde, sondern die Überzeugung, daß wir nur dann eine Krankheit erfolgreich werden behandeln und vertreiben können, wenn wir alle Umstände kennen gelernt haben, aus denen die Krankheit erwächst. Das gibt aber auch schon die Antwort auf die Frage, worin der Fehler liegt, wenn wir nach der Ursache, nach der eigentlichen Ursache einer Krankheit suchen: jede Krankheit erwächst aus einer ganzen Menge von Umständen, aus einer ganzen Reihe von Bedingungen, die uns alle bekannt sein müssen, wenn wir die Krankheit wirklich in all ihren Erscheinungen erfassen wollen. Von diesen Gesichtspunkten aus ist uns der Tuberkelbazillus nicht die Ursache der Tuberkulose, der Lungenschwindsucht, sondern eine der vielen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn jemand an Tuberkulose erkranken soll. Erst wenn diese eine Bedingung — der Tuberkelbazillus — mit anderen Bedingungen, wie Armut, berufliche Schädigung, Wohnungsleere usw., zusammentrifft, ist die Krankheit da.

Nun könnte man sagen, daß das doch alles graue Theorie sei, die für die praktische Medizin gar gleichgültig sei. Aber da fehlt man arg, wenn man so denkt. Indem wir erkennen, daß der Tuberkelbazillus mit noch anderen Bedingungen zusammentreffen muß, um die Tuberkulose zu erzeugen, wird unser ärztliches Verhalten gegenüber der Tuberkulose ein vielseitigeres: es gilt nun nicht nur, den Tuberkelbazillus fernzuhalten, damit keine Ansteckung stattfindet, sondern gleichzeitig auch alle anderen Bedingungen auszuscheiden, an die die Tuberkulose geknüpft ist. Von dem Gesichtspunkte aus, daß Armut, Wohnungsleere, berufliche Schädigung usw. ebenso Bedingungen für das Zustandekommen der Tuberkulose sind wie der Tuberkelbazillus, lernen wir die sozialen und politischen Kämpfe der Gegenwart in Beziehung setzen zur Bekämpfung der

Tuberkulose. Jede Hebung der ökonomischen Lage der Arbeiter, die damit Hand in Hand gehende Verbesserung der Ernährung — es ist ja bekannt, daß 50 Proz. des Mehrverdienstes, den eine Arbeiterfamilie sich ergattert, allein für die Verbesserung der Ernährung ausgegeben wird — und der Wohnung, der berufliche Arbeiterschutz, die Verbreitung hygienischer Kenntnisse im Volke, die Pflege des Sports, die Verkürzung der Arbeitszeit — das alles sind genau so Mittel im Kampfe gegen die Tuberkulose wie der Aufwand an Desinfektionsmitteln gegen den Tuberkelbazillus.

Es ist sehr erfreulich, daß auf diesem Standpunkt nunmehr auch die besten Vertreter der medizinischen Wissenschaft stehen. Der Berliner Pathologe von Hansemann hat neuerdings ein Buch veröffentlicht, in dem er den Nachweis führt, daß man mit Bezug auf alle Krankheiten immer von den vielen Bedingungen sprechen muß, die die Krankheit machen, und nicht von der einen Ursache, wenn wir wirklich den Tatsachen über die Entstehung der Krankheiten gerecht werden wollen. (v. Hansemann, Ueber das konditionelle Denken in der Medizin und seine Bedeutung für die Praxis.)

Von größtem Interesse ist es, dieselbe Betrachtungsweise auf ein anderes, außerordentlich wichtiges Gebiet der Medizin anzuwenden, auf die Säuglingssterblichkeit. Jedermann weiß, daß die Ernährung an der gesunden Mutterbrust dem Kinde zuträglich ist als die künstliche Ernährung mit Kuhmilch. Die Sterblichkeit der künstlich ernährten Säuglinge ist viel größer als die Sterblichkeit der Kinder, die an der Mutterbrust ernährt werden. Wir werden zunächst fragen, was die „Ursache“ davon ist. Man wird vor allem daran denken, daß die Kuhmilch eine andere Zusammensetzung hat als die Frauenmilch. Das ist richtig. Also ist dann die Zusammensetzung der Kuhmilch, die dem menschlichen Säugling nicht paßt, die „Ursache“ der großen Sterblichkeit der mit Kuhmilch ernährten Säuglinge. Aber da stoßen wir plötzlich auf eine ganz merkwürdige Sache. Wir erfahren nämlich, daß ein und dieselbe Ursache — Kuhmilch — auf die Säuglinge der Armen ganz anders wirkt als auf die Säuglinge der Reichen. So steigt z. B. die Sterblichkeit der künstlich ernährten Säuglinge bei einem Einkommen des Vaters von über 1500 M. um etwa das Doppelte gegenüber der Sterblichkeit der an der Mutterbrust ernährten Säuglinge an, bei einem Einkommen des Vaters von unter 1500 Mark aber um das Vierfache. Also allein die Kuhmilch kann nicht die „Ursache“ der größeren Sterblichkeit der mit Kuhmilch ernährten Säuglinge sein. Es müssen neben der Kuhmilch noch andere Bedingungen hier mit im Spiele sein. Und diese Bedingungen sind alle gegeben im proletarischen Haushalt: in der schlechten Kuhmilch, die die Proletariermutter für ihren Säugling kaufen muß, in dem Mangel an Zeit, deren es für die Zubereitung der Kuhmilch für den Säugling bedarf, an der geringeren Keimlichkeit im proletarischen Haushalt, an der Trennung von Mutter und Kind, wenn die nichtstillende Mutter in der Fabrik arbeitet usw. Neuerdings haben die Kinderärzte nachgewiesen, daß das Wohnungselend eine außerordentlich wichtige Bedingung der großen Sterblichkeit der künstlich ernährten Säuglinge ist. So ist auch bei der Säuglingssterblichkeit nicht eine Ursache — die Kuhmilch — ausschlaggebend, sondern wieder ein großes Bündel von Bedingungen, die alle erkannt, in ihren Einzelheiten erforscht werden müssen, wenn wir die Säuglingssterblichkeit wirklich mit Erfolg bekämpfen wollen. Auch hier kommen wir zu der Ueberzeugung, daß die Maßnahmen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die darauf hinausgehen, die einzelnen Bedingungen der schädlichen Wirkungen der Kuhmilch auszuschalten, zunächst sozialer Natur sein müssen. Je größer der Wohlstand des Arbeiterhaushalts, je besser die Wohnung und je mehr Zeit der arbeitenden Mutter zur Verfügung steht, desto weniger verheerend wird die künstliche Ernährung der Säuglinge sein.

Dr. A. Lipschütz.

Kleines feuilleton.

Eine Statistik des Atems. Von der Tüchtigkeit der Atemwerkzeuge hängt für Gesundheit und Lebensdauer des einzelnen Menschen unendlich viel ab. Nicht nur der Brustumfang, der einen Maßstab für die Geräumigkeit der Lunge gibt, sondern auch die ganze Bauart des Salundes sind in dieser Hinsicht von größter Bedeutung. Hat man doch sogar gemeint, daß Leute mit engen Nasenlöchern im allgemeinen kurzlebiger sind, als solche mit weiten Nüstern. Die Unterschiede in der Entwicklung der Atemwerkzeuge sind bei den einzelnen Menschen sehr groß, aber man kann doch ungefähr einen Durchschnitt aufstellen, der für den Menschen überhaupt gilt. Mit jedem Atemzug zieht man ungefähr 500 Kubizentimeter Luft ein. Dieser Betrag trifft nur auf einen ruhigen Atemzug zu. Bei kräftiger Arbeit oder schwerer Anstrengung kann er sich bis auf das Siebenfache steigern. Die Leistungsfähigkeit der Lunge läßt sich am besten daran veranschaulichen, daß sie insgesamt eine Oberfläche von 30 Quadratmetern einnimmt, während der ganze Körper nur eine Oberfläche von 2 Quadratmetern besitzt. Ein Erwachsener atmet gewöhnlich in der Minute 18 mal, wenn er sich in Ruhe befindet, 25 mal bei einer regelmäßigen und bis zu 60 mal bei einer angestrengten körperlichen Arbeit. Außerdem steigert sich die Zahl der Atemzüge bekanntlich im Fieberzustand. Bei Lungenentzündung atmet man ungefähr 40mal in der Minute. Die eingefogene Luft wird sehr schnell und stark erwärmt, und zwar mehr, wenn sie durch die Nase als

durch den Mund eingeatmet wird, woraus sich der große Wert der Nasenatmung zu einem Teil erklärt. Eine Luft von 6 Grad wird auf dem kurzen Wege durch die Nase auf 32 Grad erwärmt, im Munde aber weniger. Das kommt daher, weil der Luftweg durch die Nase etwa 100, der durch den Mund aber 70 Quadratcentimeter Fläche besitzt.

Kulturgeschichtliches.

Die älteste Mumie. Ägyptische Mumien, von denen sich feinerzeit jedes europäische Museum um schweres Geld einige Exemplare zu sichern suchte, stehen heute, was den Marktwert betrifft, keineswegs mehr übermäßig hoch im Kurse, weil bei der fortschreitenden Durchstöberung der Sandgebirge des Niltals immer wieder neue Exemplare in reichlicher Menge aus den Felsengräbern ans Tageslicht gezogen werden. Wenn deshalb auch heute eine ägyptische Mumie — sie ist selbstverständlich immer echt und mindestens die einer Pharaonentochter oder eines Oberpriesters, wenn auch darin vielleicht nur die Seele eines armseligen Schweinebirten gewohnt hat — zum eisernen Inventar jeder besseren Jahrmarktschauhube gehört, so geben doch gerade die Mumien aus älterer Zeit den Archäologen noch manches Rätsel zum Lösen auf, weil sich bei ihnen die Zeit, aus der sie stammen, nur schwer bestimmen läßt. Daß zahlreiche Mumiengräber bis in das 3. Jahrtausend vor Christi Geburt zurückreichen, wußte man zwar schon längst. Sobald man aber eine Mumie aus jener Zeit vor der Einwanderung der Haku-schafu (Hyksos) aus Asien genauer untersuchen wollte, machte die Tatsache, daß der Körper und die Bandagen bei auch nur leiser Berührung in einen Haufen Staub und Blunder zerfielen, der Bestimmung des Alters ein Ende. Als älteste, in transportfähigem Zustand befindliche Mumien galten bis vor einigen Jahren die aus dem 16. Jahrhundert vor Christus, also aus der Zeit vor Vertreibung der Hyksos durch König Amasis von Theben, bis vor etlichen Jahren Flinders Petrie in einem bei seiner Ankunft schon erbrochenen Grabe eine dort vergebene Mumie entdeckte, die nach seiner und des italienischen Ägyptologen Prof. Maspero Ansicht von besonders hohem Alter sein mußte. Eingehende Untersuchungen durch Dr. George Reisner in London ergaben denn auch als Tatsache, daß diese Mumie aus der Zeit der fünften Dynastie, also ungefähr aus dem Jahre 2700 vor Christus, stammt. Heute ist aber auch diese Entdeckung bereits wieder überholt. Wie Prof. Andrew Whitfield in Jacksons Magazine mitteilte, gelang es ihm, auf dem Plateau von Dahschur, wo die Pharaonen der ersten Dynastie die ältesten Pyramiden bauten, einen Mumienkörper zu entdecken, der mit größter Wahrscheinlichkeit aus der Zeit um 3000 vor Christus stammt und demnach die älteste bisher bekannt gewordene Mumie ist. Die Mumie ist nach jener kostbaren Methode konserviert, von der Herodot berichtet, daß sie zu seiner Zeit, also reichlich 2500 Jahre später, mit einem Talent (4500 M.) bezahlt zu werden pflegte. Durch einen mit Steinmesser vollzogenen Seitenschnitt wurden die Eingeweide herausgenommen, während das Gehirn mittels hakenförmiger Instrumente, ähnlich den heute beim Essen von Hummern gebräuchlichen, nach Durchstoßung des Siebheins auf dem Wege durch die Nase aus der Schädelhöhle entfernt wurde. Nach Waschung des Körpers mit aromatischen Ölen wurde der Leichnam mit Natron imprägniert, mit Myrrhen eingerieben und mit Harzen und anderen antiseptischen Stoffen angefüllt, worauf nach mehrmonatiger Austrocknung die Umwicklung mit Binden erfolgte.

Technisches.

Neue Wege der Torfgewinnung. Im nordwestlichen Deutschland, insbesondere in Ostfriesland und Oldenburg, ist man jetzt dabei, die ausgedehnten Moore möglichst rationell auszunutzen. Spielt doch hier die Torfheizung, die dem Großstädter allerdings fremd ist, noch eine sehr wesentliche Rolle. Bisher wurde die Torfgewinnung indes nur mit der Hand betrieben: Stich für Stich grub der Arbeiter aus dem Moor heraus, um die Masse dann an die Sonne zum Trocknen zu bringen. Nun hat ein Interessent in dem oldenburgischen Ort Papenburg eine Torfstechmaschine erfunden, die in der Minute nicht weniger als 800 Stück regelmäßige Torfe aus der Erde hebt. Die Maschine, die mittels eines Rotors betrieben wird, ist sogar imstande, ihre Leistung bis auf 1000 Aushebungen in der angegebenen Zeit zu steigern. Rechnet man alle Betriebskosten ab, so wird gegenüber dem bisherigen Handbetrieb für die Besitzer immer noch ein entschiedener Vorteil in der Gewinnung des Torfes bleiben, die, wie bemerkt, für die dortigen Verhältnisse von Bedeutung ist.

Welche wichtige Frage die Torfgewinnung im Ostfriesischen darstellt, mag die Tatsache erhärten, daß z. B. das Elektrizitätswerk in Bishmoor, das jährlich etwa 5 Millionen Kilowattstunden Kraft herstellt, seinen Betrieb ausschließlich mit Torf aus der näheren und weiteren Umgebung befrichtigt. Vor etlichen Jahren wurde auch eine Kleinbahn damit gespeist und es steht fest, daß die Torfheizung billiger als die Kohle ist, da besonders für den Verbrauch auf dem Lande die Transportkosten nur sehr niedrige sind. Zu einem großen Teil liegt die Torfgewinnung infolge des Moorbefisses in staatlichen Händen. Sollte sich der Maschinenbetrieb bewähren, so ist mit einer Ausbreitung der Torfindustrie zu rechnen.